

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 328.

Freitag, 1. Dezember

1933.

## Der schwarze Herzog

Ein Heldenchicksal • Geschildert von K. Linz

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Korfes nickte stumm. Ja, dieser Vergleich war richtig. Doch war das, was die Brust des Herzogs zerfleischt, vielleicht noch qualvoller: dieses Bewußtsein, daß der Kampf beendet, alle Leiden und Opfer aber umsonst gewesen waren . . .

Stäffe näherte sich dem Herzog und blieb unentschlossen und verlegen hüstelnd, einige Schritte von ihm entfernt, stehen. Das Hüfteln riß den Herzog aus seiner Verjunkenheit. Er hob den Kopf, sah Stäffe einige Augenblicke lang an, ohne ihn zu erkennen und ging dann auf ihn zu.

„Ach, das bist du! — Was willst du?“

„Verzeihung, Ew. Durchlaucht — —“ stammelte Stäffe. „Ich hätte es nicht gewagt, aber . . . die Kleine . . . es sieht sehr schlecht mit ihr . . . Ich glaube, daß sie im Sterben liegt . . . Und der Arzt meint es auch — —“

Im Gesicht des Herzogs zuckte es. Er senkte den Kopf und fragte dumpf:

„Na, und?“

„Sie hat starkes Fieber . . . Heute hat sie die ganze Zeit über phantasiert und — — und im Fieber nach Ew. Durchlaucht gerufen — —“

„Na, und?“

„Gegen Abend ging es ihr ganz schlecht, und ich dachte: „Das ist das Ende!“ Auch der Arzt denkt so . . . Deshalb habe ich mich dazu entschlossen, Ew. Durchlaucht zu bitten — —“

Der Herzog hob den Kopf und blickte Stäffe fest in die tränengefüllten, blinzelnden Augen.

„Du willst, daß ich zu ihr gehe?“

Stäffe nickte.

„Ja, Ew. Durchlaucht — —“

Er wollte noch etwas sagen, aber seine Stimme zitterte und brach, als preßte etwas seine Kehle zusammen.

Der Herzog ging voraus, mit entschlossenen, großen Schritten, und Stäffe folgte ihm, atemlos von der Aufregung und vom schnellen Gehen.

In dem Zimmer des kleinen Häuschens in der Nähe des Ufers, in dem Rosemarie im Sterben lag, war es halbdunkel. Auf dem Tisch neben dem Bett brannte ein Licht, sein schwacher Schein fiel auf das Mädchen. Rosemarie lag unbeweglich da, mit geschlossenen Augen, zart, zerbrechlich und durchsichtig. Als der Herzog auf der Schwelle des Zimmers erschien, erhob sich eine Männergestalt vom Stuhl, der neben dem Bett stand, und trat in den Schatten.

„Der Arzt“, leise sagte es Stäffe, der hinter dem Herzog stand.

Der Herzog trat an das Bett und blickte Rosemarie einige Minuten lang schweigend an. Sie hatte sich, seitdem er sie zum letzten Male gesehen, sehr verändert. Ihr Gesicht war bereits vom Tode gezeichnet.

Mit einer Kopfbewegung deutete der Herzog nach

der Tür. Der Arzt und Stäffe verstanden diesen stummen Befehl und verließen geräuschlos das Zimmer. Der Herzog setzte sich auf den Bettrand und ergriff die durchsichtig-blasser Hand des Mädchens. Rosemarie öffnete die Augen und erkannte ihn sofort. Sie zog seine Hand zu sich heran und preßte sie wortlos an ihre Wange, die wie Feuer brannte, während ihr Körper unter der Decke vor Kälte zitterte.

„Sieh mal nun bin ich wieder zu dir gekommen“, sagte der Herzog liebevoll und zärtlich.

Sie antwortete nichts. Drückte seine Hand nur noch fester an ihre Wange und streichelte sie mit zitternden Fingern. Ihre Augen strahlten vor Glück. Sie lebten plötzlich wieder, diese Augen, um ihm noch einmal ihre zarte und schüchterne Liebe zu zeigen . . .

Sie blickte den Herzog an, und ein glückliches, zärtliches Sinnen verklärte ihr Gesicht.

Erregt und tief erschüttert von diesem Blick, fühlte der Herzog einen sonderbaren und plötzlichen Schmerz im Herzen. War es Mitleid mit der Sterbenden? Nein, das war ein anderes, ein tieferes Gefühl. Es erfüllte plötzlich sein ganzes Wesen mit höchster Glückseligkeit und tiefstem Leid. Unwillkürlich beugte er sich zu Rosemarie hinab und küßte sie auf die Augen. Sie schlossen sich, und er fühlte, wie ihre Lider unter seinen Lippen zuckten — wie die Flügel eines müden Schmetterlings . . .

Als er sich wieder aufrichtete, schien es ihm, daß sie schlief. Ihre Augen blieben geschlossen, und ihre Brust atmete gleichmäßig und ruhig. Er stand leise auf und ging zur Tür. Doch als er sie öffnen wollte, war es ihm, als habe das Mädchen ihn gerufen. Er blickte sich um. Sie rief nicht. Sie sah ihm nur stumm nach, mit weitgeöffneten Augen, in denen sich das Entsetzen malte. Und dieses Entsetzen griff nach seinem Herzen und ließ seine Gedanken wie einen Wirbelwind durch den Kopf brausen: sollte er nicht bei ihr bleiben? Oder sie auf die Arme heben und mit sich nehmen? . . .

Er kehrte zum Bett zurück. Rosemarie erfaßte seine Hand und preßte ihre Lippen darauf — zu einem so langen und innigen Kuß, als wollte sie ihm mit diesem Kuß ihre ganze Seele schenken . . .

Als der Herzog das Zimmer verließ, sah er Stäffe im dunklen Gang stehen. Den Kopf gegen die Wand gelehnt, weinte der Gastwirt lautlos vor sich hin, und seine fetten Schultern bebten wie im Schüttelfrost.

Der Herzog legte ihm die Hand auf die Schulter. Stäffe zuckte zusammen und wandte ihm sein tränenerfülltes Gesicht zu. Seine Lippen waren sonderbar verzerrt, und als er zu sprechen begann, war seine Stimme heiser und fremd:

„Ich werde hier bleiben, Ew. Durchlaucht — — ich werde nirgends hinfahren — —. Ich kann sie nicht verlassen. — — Seien Sie nicht böse Ew. Durchlaucht, aber ich kann nicht — — ich kann nicht — —!“

Der Herzog drückte ihm stumm die Hand und ging weiter. Stäffe begleitete ihn nicht. Die große, gewölbte

Stirn gegen die Wand gelehnt, begann er von neuem zu weinen.

Die Husaren bestiegen die englische Brigg, zerstreuten sich auf dem Deck, stiegen in den Schiffsraum hinab und füllten alle Winkel und Ecken des Schiffes. Der Herzog betrat als Letzter die Brigg.

Die Ankerkette knirschte und troch langsam hoch. Die Brigg erzitterte, als freute sie sich, endlich wieder freizukommen und begann die Strömung hinabzugleiten. Über das regenfeuchte Deck liefen die Matrosen, mit den Füßen, wie eine Schar Pferde, aufstampfend. Rauschend entfalteteten sich die Segel. Von der Kommandobrücke her ertönten laute Befehle. Der Herzog sah und hörte nichts von alledem. In Gedanken versunken, stand er an der Reling und blickte auf die im Nebel verschwimmenden Ufer zurück.

Am Bug murmelte das Wasser — es sang sein gleichmäßiges und helles Lied. Über dem Haupt des Herzogs kreisten die Möwen. Ein Offizier näherte sich ihm und fragte ihn etwas. Aber er stand ebenso unbeweglich und in Gedanken verloren, wie vorhin, und sah nichts anderes, als das sich immer mehr entfernende Ufer. Als es endlich ganz in der Ferne versank, seufzte er tief auf und der neben ihm stehende Offizier glaubte außer dem Seufzer auch noch die Worte zu hören:

„Lebe wohl, Vaterland . . .!“

Dann wandte sich der Herzog um und ging zu seiner Kajüte. Und zum erstenmal schien sein Rücken gebeugt und der Blick seiner Adleraugen erloschen. Er ging mechanisch, getrieben von dem einzigen Wunsch: so schnell wie möglich den neugierigen und mitleidigen Blicken zu enttrinnen.

Er wollte seinem Kummer und seinem Leid in stolzer Einsamkeit gegenüberstehen . . .

England empfing den Herzog recht unfreundlich: mit Regen und Nebel. Für den August war das Wetter schon sehr herbstlich. Schwer hing der schmutzig-gelbe Himmel mit den dunkelgrauen Wolkensegen über London herab.

In der ersten Zeit verließ der Herzog kaum das Haus. Er sehnte sich nach Einsamkeit. Seine zerrissene, gequälte und vom Schmerz gepeinigste Seele brauchte vollkommene Ruhe. Es vergingen Tage, Wochen . . . Der Schmerz ließ allmählich nach, wurde aber von tödlicher Müdigkeit und stumpfer, dunkler Gleichgültigkeit abgelöst, wie es bei einer langwierigen Krankheit zu sein pflegt. Die Seele verübete, als wäre sie nie imstande gewesen, Gedanken, Erinnerungen und Gefühle zu beherbergen. Große Apathie befiel ihn. Mitten im Gespräch konnte er plötzlich schweigen und ohne den Sinn der Worte in sich aufzunehmen und ohne auf Fragen zu antworten. Auch den Nachrichten vom Kriegsschauplatz begegnete er mit Gleichmut. Und nur einmal begann sein Herz wieder höher zu schlagen: als er erfuhr, daß die Engländer sein Korps nach Spanien schickten, um den Kampf mit den Franzosen fortzusetzen. Er hoffte, man werde ihm das Kommando übertragen, aber schon der nächste Tag brachte eine Enttäuschung: Die Engländer hatten beschlossen, daß der Herzog in London bleiben mußte.

Und wieder zogen sich die Tage und Wochen hin, eiförmig, wie das Auf und Nieder der Meereswagen und grau und atemraubend, wie der Londoner Nebel . . .

Der Winter begann. Einmal, an einem sonnigen frohstklaren Tage verließ der Herzog zum erstenmal das Haus. Er ging mit schnellen Schritten durch die Straßen, trank von der Sonne und der frischen Luft, und fühlte seine alten Kräfte wiederkehren. Er beschleunigte seine Schritte, lief fast, und als er endlich müde, mit zitternden Knien und wild klopfenden Pulsen stehen blieb, sah er sich ganz von Bäumen umgeben. Er war in irgendeinem Park. Eine bleierne Wolke verdeckte die Sonne — sie hatte sich wie ein Theatervorhang herabgehängt — und es begann in dichten Flocken zu schneien. Alles um ihn her war weiß und tot. Auf den Parkbänken lagen Schneekissen.

Der Herzog ging auf die nächste Bank zu und ließ sich müde darauf nieder. Der Schnee blendete ihn und er schloß die Augen. Unbeweglich saß er so, wie im Halbschlaf und genoß die lange nicht mehr empfundene Süßigkeit vollkommener Ruhe. Es begann dunkel zu werden. Es wurde kälter, ein Wind erhob sich und von den schweren, schneebedadenen Zweigen fiel ein leichter, kalter Schneestaub auf das Gesicht des Herzogs nieder. Als er die Augen öffnete und sich von der Bank erheben wollte, fühlte er plötzlich, daß etwas Warmes und Feuchtes seine herabhängende Hand berührte. Erschreckt sprang er auf, beruhigte sich aber sofort wieder, tief gerührt von dem Anblick, der sich ihm bot: zu seinen Füßen saß ein Hund. Sein schwarzes Fell hob sich scharf von dem weißen Schnee ab. Zämmerlich winselnd, schmiegte er sich an ihn und legte ihm mit seiner warmen Zunge die Hand. Seine klugen und traurigen Augen blickten bittend zu dem Herzog auf und schienen zu sagen:

„Nimm mich mit dir — — nimm mich mit — —!“

Mitleid und Zärtlichkeit erfüllten sein Herz mit Wärme. Er bückte sich, umarmte den Hund wie einen Menschen und begann zärtlich sein schneebedecktes Fell zu streicheln. Der Hund schmiegte sich immer näher an ihn an, als fühlte, als wüßte er, daß auch der Mensch einsam und unglücklich sei . . .

Nach Hause kehrte der Herzog schon nicht mehr allein zurück: er hatte einen Begleiter und Freund gefunden — den Hund . . .

Noch immer war Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. Und noch immer lagen Völker ohnmächtig geknechtet am Boden. Der düstere Schatten des Unbesiegbaren wuchs, wurde immer größer und breiter und es schien, als sollte er bald ganz Europa bedecken. Jetzt hatte Napoleon beschlossen, Rußland zu unterwerfen, und seine eisernen Regimenter näherten sich schon Moskau.

In London lauschte man beunruhigt den Nachrichten aus Rußland und besprach sie erregt. Sie bildeten das allerneueste Thema in den Ministerien, Klubs und Zeitungsredaktionen und stellten alle anderen Tagesgespräche in den Schatten.

Erregt verfolgte auch der Herzog diese Berichte. Vom Ausgang des Kampfes der Russen mit Napoleon hing auch das Schicksal Deutschlands ab. Es stand vor der entscheidenden Frage: „Sein oder Nichtsein“ . . .

„Herzog Richmond?“

Der Herzog erinnerte sich: er hatte diesen Namen in letzter Zeit schon oft gehört. Ja, gewiß, er hatte Richmond zufällig in irgendeinem Klub kennengelernt. Richmond . . . Ja, ja! Jetzt erinnerte er sich ganz deutlich: er war ein Diplomat, der in kurzer Zeit eine glänzende Karriere gemacht hatte. Böse Zungen raunten, daß er diese Karriere zum Teil seiner klugen und zaubernden Gattin, der schönsten Frau Londons, verdankte.

Der Herzog wunderte sich: wozu diese unerwartete Visite?

„Ich lasse den Herzog bitten, sich etwas gedulden zu wollen“, sagte er zum Diener.

Richmond wartete im Salon. Er war ein Mann von 35 Jahren, mit einem roten Gesicht, niedriger Stirn, einem viereckigen, eigensinnigen Kinn und breit auseinanderstehenden und tiefstehenden Augen. Wenn er ging, hielt er den Kopf gesenkt wie ein Stier, der einen Angriff machen will. Es hatte den Anschein, als sei er auf seinem Lebensweg bisher immer mit so vorgebeugtem Kopf gegangen, ohne sich durch irgendetwas aufhalten zu lassen, alle Hindernisse umwerfend und niedertretend.

Als sich die Tür öffnete und der Herzog auf der Schwelle des Salons erschien, kam ihm Richmond schnell mit ausgestreckten Armen entgegen und drückte ihm lange und herzlich die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

## „Bagdad-Abenteuer.“

Von Hans Bertram.

„Fliegen Sie sicherheitsshalber heute möglichst hoch. Es ist noch viel Sand in der Luft, der Ihnen den Vergaser verschmutzen könnte. Wissen Sie, der Sandstaub ist so fein und so leicht, daß er sich erst nach Tagen wie ein Leichentuch über das Land legt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob er Ihnen etwas durch's Hotelfenster in Bagdad auf den Mittagstisch weht. Also möglichst hoch fliegen, und grüßen Sie Bagdad.“

So der Rat der französischen Offiziere beim Abflug von Dairez-zorr. Der Sandsturm war über Nacht abgeflaut, die Luft noch dießig, mit Staub bis zur Höhe von 2000 Metern getränkt. Wir steigen bis 2200 Meter, fliegen über ein wallendes Staubmeer, sehen die Erde nur noch durch einen Schleier. Recht angenehm kühl ist es hier oben, man muß sogar Lederweste und Wollschal anziehen.

Die Küste sieht freundlicher aus, je weiter wir nach Süden kommen. Eine Flugstunde vor dem Tagesziel Bagdad beginnt die großartige Bewässerungsanlage, die das Volk der Assyrer zu einem der mächtigsten der alten Geschichte gemacht hat. Generationen müssen in der fürchtbaren Sonnenhitze an der künstlichen Bewässerung und Fruchtbarmachung des toten Bodens gearbeitet haben, um ein paar grüne Blätter und Früchte für das tägliche Brot zu bekommen.

Vom Flußtal sind nach beiden Seiten tiefe Hauptkanäle gegraben. Wie ein großes Netz sind weite Wasseradern über das Land gezogen, erst breit und tief, dann schmaler werdend und zum Schluß feinadrig bis viele 100 Meter in die Wüste hinausgeführt. — Und wenige Meter hinter dem letzten Wasser liegen unberührt die roten Sandmassen, Leben und Tod sind messerscharf getrennt.

Zwei Stunden folgen wir dem Euphrat, dann biegt die Maschine scharf nach Osten vom Flusse ab, hinüber zum Tigris. An dieser Stelle nähern sich die beiden Wüstenflüsse auf 40 Kilometer. Weiter 20 Minuten Flug über dem Tal des Tigris, dann tauchen aus dem Dunst ein paar Siebungen auf, jetzt die ersten spitzen Minarets und runden Kuppeln öffentlicher Gebäude, und nun liegt unter uns Bagdad, die Stadt der Kalifen und die Stadt der romantischen Fantasie. Es ist wahr geworden heute: Die Prinzen aus einem fernen Lande kommen auf dem Zauberteppich durch die Luft geritten — nur habe ich vor unferen Teppich einen guten Junkers-Motor spannen müssen.

Gewaltig wirkt der Gegensatz: Hier die Einöde der Wüste, grau und rot — dort das Häusermeer einer Millionenstadt mit fastig grünen Palmengärten. Aber auch über der Stadt und über dem Grün lagert drohend die Wolke des Sandstaubs, wird unweigerlich morgen oder heute schon alles mit Grau überstreichen. Dort unterhalb der letzten Tigrisbrücke müssen wir landen. Gas weg, in großen Spiralen geht's hinunter.

1500, 1000, 700 Meter Höhe, das ist aber heiß! 500, 300 Meter. Mein Gott, das ist ja eine Hölle! Die Hitze nimmt den Atem. Die Kameraden reißen sich alle entbehrlichen Kleidungsstücke vom Leib. Ich habe noch Lederweste und Wolltuch vom Höhenflug an, kann es nicht ausziehen, habe keine Zeit, daran zu denken. Größte Aufmerksamkeit für die Landung. 100 Meter Höhe. Die dampfende Hitze erstickt mich fast. Sehr vorsichtig landen. Menschen baden im Fluß auf den seichten Sandbänken. Eine riesige Büffelherde wird gerade vor uns in das Wasser getrieben. Schweißwasser läuft mir in die Augen, beschlägt die Flugbrille. Herunter mit der Brille — jetzt abfangen — ein paar leichte Sprünge über das Wasser — dann schwimmt die „Atlantis“ auf dem Tigris vor den Toren Bagdads. Erschöpft und vollkommen ausgepumpt lehne ich mich vom Steuer zurück, überlasse Thom das Manövern zum Ufer.

Das Flugzeug wird unterhalb der Brücke verankert, das notwendigste Gepäck hinausgeworfen. Nach wenigen Minuten verlassen wir fluchtartig den „Brutkasten“. Nur möglichst rasch in ein anständiges Hotel, ein Königreich für ein kühles Bad.

Das ist ein Gewimmel um uns herum! Die ganze Stadtbevölkerung scheint Kühlung im Fluß zu suchen, hocht bis zum Hals in dem stinkenden Wasser, in dem der gesamte Urnat Bagdads schwimmt und einen Pestgeruch verbreitet. Aber was ist das? Wui Spinne! Die Menschen schöpfen die Lehmbrühe mit der hohlen Hand und schlürfen mit schütlichem Wohlbehagen. Man trägt das Flußwasser sogar in Messingkrügen nach Hause, verzichtet auf das gereinigte Stadtwasser. Der Tigris ist ja doch heilig, da spielen ein paar Bazillen keine Rolle.

Zwischen Uferstraße und Fluss ist die Kühlung nahezu scheinbar, ist mit Matten und Holzgerüsten verkleidet. Wie die Affen hängen die Araber jung und alt, an den Holzplanzen und begaffen uns wie Wundertiere. Die holbe Weiblichkeit jedoch bleibt mehr im Hintergrund. Schühend zieht man die schwarzen Kopftücher vor's Gesicht, fürchtet anscheinend, von unseren Blicken beschmutzt zu werden. Wir können die Frauen leid tun in ihren langen, schwarzen Röcken, die sicherlich nicht die Idealbekleidung für Hitze sind. Die Männer tragen als einzige Bekleidung durchweg nur weiße Hemden, das heißt, sie waren einmal weiß, hatten ausnahmslos vor Schmutz.

Um zur Uferstraße zu kommen, müssen wir erst einmal durch stinkenden Urnat waten, der vom Fluß angeschwemmt oder einfach von der Straße hinabgeschüttet ist. Und in diesem Schmutz, im Schatten von Matten oder Holzplanzen liegen schlafende Menschen, fast nackt, zu Skeletten abgemagert, Gesicht, Arme, Körper und Beine bedeckt mit offenen, eiternden Wunden. Ich bin entsetzt, denn auch diese Wesen, die kaum noch etwas Menschliches an sich haben, wälzen sich von Zeit zu Zeit ins Wasser — und ein paar Meter weiter trinkt ein frischer, junger Bengel die lauwarme Dredbrühe. — Nun aber rasch fort von hier. Ich kann Ihnen sagen, daß ich bei diesem Anblick schon reichlich genug habe von Bagdad. Das also ist die Rehrseite der fantastischen Kalifenschlößer, die wir in wundervollem Farbenspiel aus Bagdadmärchen kennen.

Die Fahrt durch die Stadt zum Hotel ist auch nicht die reinste Freude. Die Wagenräder versinken nahezu in dem weichen, vor Hitze dampfenden Asphalt der Straße. Vor uns gleitet ein Sprengwagen Bäche auf das glühende Pflaster — Sekunden später ist das Wasser verdampft. Vergebliche Liebesmüh, um auch nur für wenige Minuten die von Mensch und Tier ersehnte Kühlung zu schaffen. Ein Verkehrshilfsmann steht seelenvergnügt an der Straßenkreuzung. Ich könnte mir seinen Dienst als die schlimmste Höllequal denken, die auf mich nach meinem Tode wartet. Viel Verkehr hat er allerdings jetzt zur Mittagszeit nicht zu regeln. Wer nicht unbedingt aus dem Haus muß, liegt um diese Stunde in Bagdad im Keller oder in der Badewanne neben einer Batterie Sodawasser.

Endlich hat die Marterfahrt ein Ende. Im Laufschrift gehts durch die Hotelhalle hinaus ins Zimmer. Runter mit den patschnassen Kleiderstücken. Die lauwarme Brause ist wie Eiswasser für den dampfenden Körper. — Ich wollte Ihnen in diesem Kapitel von Abenteuern erzählen, wie die Überschrift sagt; ich darf Sie versichern, daß dieses erste Bad in Bagdad unser größtes Abenteuer war.

\*

Am Abend fahren wir um die Stadt herum in die Wüste. Die Sonne berührt fast den Horizont, zaubert groteske Bilder auf die Staubwolke, die noch vom gestrigen Sandsturm wie ein drohendes Antier über der Stadt hängt. In dieser dießigen Luft nimmt alles in der eintretenden Dämmerung unwirkliche Formen an. Die Straße ist fürchterlich. Stellenweise versinken die Räder bis über die Achsen in sandgefüllten Löchern und lassen den Wagen aufstöhnen. Hinter uns wirbelt der Staub auf, und bleibt als hoher Wall in der Luft stehen. Vor der Stadt lagern Karawanen. Weit hin leuchten die Lagerfeuer, verbreiten auf große Entfernung einen widerlichen Geruch. Das ist der verbrannte Kamelung, das Feuerholz der Wüste. Oft verpestet Asgeruch die an sich schon stinkende Luft. Ein gefallener Esel oder ein Kamel, das liegen bleibt, wo es zusammengebrochen ist. Herumstrolchende Hunde oder Krähen stürzen auf die Kadaver, sind somit eine bewährte Gesundheitspolizei.

Bei der Rückfahrt zur Stadt ein groteskes Bild: Noch liegen rechts und links die letzten Sanddünen, da tauchen vor uns die ersten Häuser der Stadt auf, elende Lehmhütten. Ein greller Scheinwerfer zerschneidet das Dunkel — die Lichtreflexe eines Kinotheaters am Rande der Wüste.

Zur Nacht suchen wir ein wenig Kühlung auf dem Dach des Hotels. Bagdad schläft unter freiem Himmel. Die Familie Abou kann also sehen, ob Herr und Frau Schallabi vom Nachbarhaus ihre Betten heute frisch bezogen haben. Eine lustige Angelegenheit, die mich auf einen übermütigen Gedanken bringt: — Nach zwei Tagen starten wir zum Weiterflug vor Tagesanbruch. Die Dämmerung kommt eben herauf. Die Stadt schläft noch. Mit Vollgas brausen wir in wenigen Metern Höhe im Zickzack über die Dächer hinweg — hoffentlich haben sich die erschreckt aus den Betten springenden Abous oder Schallabis nicht erkältet.

## Der Kopf in der Schlinge.

Von Hans Pöhr.

In dem hell erleuchteten Schaufenster eines Auktionsgeschäftes prangte ein Schild: Heute Besichtigung — Morgen Versteigerung! Zahlreiche Leute durchwanderten die anpreiherisch hergerichteten Räume, unter denen ich sicherlich nicht der einzige, der weniger aus Kauflust, als einem Schaubedürfnis folgend, hier eingetreten war.

In einer Ecke, keineswegs besonders drapiert, da es nicht zu den Prunkstücken gehörte, stand ein türkisches Schränkchen. Wenn dieses Stück nicht das gleiche war, so glich es doch zum mindesten genau demjenigen, das einstmals das Arbeitszimmer meines Großvaters zierte. Als größerer Knabe hielt ich mich mit Vorliebe in diesem Raum auf, sei es um auf dem Sofa sitzend zu lesen, oder aber mich gewissen Stimmungen hinzugeben, etwa dem scharrenden Geräusch zu lauschen, das der am Schreibtisch sitzende alte Herr bei seinen endlosen Schreibereien hervorbrachte. Wenn ich jedoch zuweilen das Glück hatte in dem sogenannten Herrenzimmer allein zu sein, so war mein Sinn nur auf jenes türkische Schränkchen gerichtet. Obenauf lagen einige Pfeifen nebst einem Beutelfchen Tabak, außerdem stand auch eine Dose mit Zigaretten darauf. Mit diesen unternahm ich meine ersten Rauchversuche. Aber von jenen nicht immer wohlbedünkligen Experimenten soll nicht die Rede sein, vielmehr von einem Tärchen, das sich an dem kleinen Möbel befand. Die Öffnung entsprach etwa der Größe meines Kopfes. Eines Tages unternahm ich den schon lange bedachten Versuch und steckte den Kopf hinein. Zu meiner Freude ging dies ohne Schwierigkeit. Im leeren Innenraum roch es nach Staub und vertrocknetem Holz. Durch die engmaschigen Gitterchen war die Außenwelt kurios anzusehen. Der rote Bodenteppich leuchtete fanatisch wie der Widerschein einer Feuersbrunst. Inzwischen auf die Dauer war die einzunehmende Stellung selbst für einen gelenkten Knabenkörper zu unbequem. Es war keineswegs zum Lachen, ich versuchte vergeblich den Rücken auszuführen. Mit Leichtigkeit war mein Kopf hineingeschlüpft, aber entgegen allen physikalischen Gesetzen schien es auf einmal unmöglich, ihn wieder herauszubringen. Ich versuchte zuerst mit vorsichtigen Drehbewegungen, dann mit Gewalt meine Freiheit zu erzwingen. Umsonst, ich war und blieb gefangen. Ich schrie alsbald aus Leibesträften um Hilfe. Wie gewaltig auch meine schrille Stimme in dem Kasten echote, nach außen hin schien sie nicht durchzubringen. Auf alle Fälle erschien keine rettende Seele. Nachdem ich mich vergeblich heiser gebrüllt hatte, begann ich mit neuen Befreiungsversuchen. Zum erstenmal im Leben wurde ich auf den Spruch: „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“ praktisch hingewiesen. Umsonst heißt's nicht in unserem Familienvappen: „Harte aus und hoffe, Geduld überbrückt alles“. Meine Altvordern werden ihn oft genug erprobt haben. Denn siehe da, plötzlich atmete ich die freiheitliche, köstliche Zimmerluft.

Dieses kleine Erlebnis hat das Fundament zu einer optimistischen Lebensauffassung gelegt. Ein erzieherischer Faktor von unschätzbarem Wert, fest daran zu glauben, daß die scheinbar hoffnungsloseste Situation zu guter Letzt doch noch mit einem Sonnenstrahl des Glücks vergoldet wird. Und weiß Gott, oft genug bietet uns das Leben die Gelegenheit solche Proben zu bestehen.

Am nächsten Tage fand die Auktion statt. Aber zu meiner Freude erhielt das kleine Schränkchen kein Gebot, dessen imaginärer Wert nur mir offenbar war.

## Neue Bücher

\* Erich Czsch-Jochberg: „Deutsche Geschichte — nationalsozialistisch gesehen“. (Verlag Ph. Reclam jr., Leipzig.) Dieses Werk ist nicht Gelehrtenarbeit, sondern künstlerische Gestaltung des deutschen Schicksals aus dem Weltbild und Wollen des Nationalsozialismus. Es will nicht bloß belehren, sondern aufrütteln und paden in einer lebendigen, farbigen Erzählung, die alle Phasen unserer Geschichte — die Zeiten des Glanzes und der Größe, des Niederganges und der Schmach — zum erschütternden Erlebnis werden läßt. Die Grundsätze, die Reichsminister Dr. Fritsch für die geschichtliche Erziehung unseres Volkes aufgestellt hat, sind hier lebendig angewandt. Erich Czsch-Jochberg, der Autor vieler erfolgreicher nationalsozialistischer Bücher, schuf hiermit ein Werk von größtem Umkreis: Von der germanischen Vorgeschichte bis zur nationalen Erhebung unserer Tage spannt sich der Bogen deutschen Schicksals, von Hermann dem Cherusker bis auf Adolf Hitler sind alle Führer der deutschen Geschichte in lebensvollen Charakteristiken durchleuchtet. Viele Ereignisse und Gestalten erfahren dabei eine neue Wertung.

\* Gunnar Gunnarsson: „Die Eidbrüder“, Roman der ersten Isländstodler. Aus dem Dänischen übersetzt von Erwin Magnus. (Verlag Albert Langen / Georg Müller, München.) Echt durch und durch, dabei voll Humor und frischer Kraft erzählt dieser Roman vom altnordischen Volks- und Seefahrerleben: Die Blutsbrüderschaft zweier Häuptlingsjöhne, Jugendstreich, abenteuerliche Wikingersfahrten, Kampf zwischen Götterglauben und Christentum und die Besiedlung Islands durch die aus Norwegen Vertriebenen. Eine bis in die kleinsten Einzelheiten historisch getreue Kenntnis des Alltagslebens jener Zeit ist mit unaussäglichem Kunst in das Geschehen hineinverwoben. Die tausendjährige Überlieferung Islands wird in allem Geschehen, in allen Gestalten lebendig und wach; alle die alten Sagen des isländischen Volkes, das in Gunnar Gunnarsson seinen größten gegenwärtigen Dichter gefunden hat, leben in diesen Helden und Frauen, die, obwohl sie so gegensätzlicher Art sind, und weil sie es sind, lautere Urbilder germanischen Wesens, unseres Wesens sind.

\* Felix Moeschlin: „Der Amerika-Johann“, Roman. (Montana-Verlag, AG., Leipzig.) Der Amerika-Johann, der als junger Bursche nach Amerika ausgewandert war, kehrt in das heimatische Dorf zurück. Einst war er Bauer gewesen wie seine Väter und seine Nachbarn im schwedischen Bergdorf. In der Neuen Welt hatte er aber das „Büßniß“ kennengelernt, und so kehrt er heim und kauft den Bauern ihren Wald ab, baut ein Sägewerk, die „Fabrik“ und bringt das Geld ins Dorf, er nimmt aber dafür den bäuerlichen Boden und Wald. Die Kultur des bäuerlichen Handwerks wird zerstört, die Ansprüche werden stillschweigend hinaufgeschraubt und befriedigt durch die flutbilligen Fabrik-Länder, den er in einem kleinen Laden bald feilhält. Die bodenständige Eigenart geht damit verloren und wird ersetzt durch brüchige Scheinkultur. Moeschlin gestaltet hier die tiefe Tragik des Verfalls einer bodenständigen und bäuerlichen Sitte mit der ganzen Kraft eines leidenschaftlichen Herzens.

\* Friedrich Seibert: „Ein einfacher Pionier“. Wie er den Krieg sah. (Schliefen-Verlag, Berlin SW. 11.) Der besondere Vorzug dieses Buches ist, daß hier ein einfacher Pionier, wirklich ein „Mann aus dem Volke“, vom Kriege erzählt, wie er ihn sah, ohne daß von einem Schriftsteller irgend etwas verändert ist. Es ist das stille Heldentum des gewöhnlichen Soldaten, der in treuer Liebe zum Vaterland von Anfang bis zu Ende seine Pflicht erfüllt, ohne große Ereignisse und ohne besondere Heldentaten. Die einfache, anständige Gesinnung und Ausdrucksweise ist geeignet, der Jugend, die den Krieg noch nicht miterlebt hat, zu zeigen, was treue Kameradschaft und auf echter Vaterlandsiebe beruhende Pflichterfüllung bedeuten.

\* Hans Frand: „Um Liebe“. Novelle. (Verlag Werner Plaut, Buppertal-Barmen.) Es ist eine Geschichte um zwei Menschen, deren anfangs große, flammende Liebe an kleinen Zerwürfnissen und Mißheftigkeiten des Alltags zu zerbrechen droht. Gegenseitiges Messen und Abwägen der Gefühle beeinträchtigt das klare Verstehen, verbissener Trotz kämpft für scheinbar verletzte Eigenrechte. Noch über die Trennung währt der Wettstreit des Stolz, erst ein großes Erleben kann die Herzen aus der Verstrickung lösen und wieder liebend vereinen. Diesem Allmenschlichen gibt Hans Frand den romantischen Hintergrund der ausgehenden Japszeit; das kleine Kirchlein eines märkischen Dorfes wird Zeuge des entscheidenden Wendepunktes im Schicksal der beiden fürstlichen Gatten. Unerwartet plastisch ist das Milieu gestaltet, ein farbig leuchtender Rahmen für seelische Vorgänge, in deren tiefgründiger Deutung der Dichter sein Eigenstes gibt. In knapper Formung zeigt das Buch die Kraft des meisterhaften Erzählers, lebendiges Kosorit verbindet sich mit feiner Gedanklichkeit.

\* Helene Christaller: „Als Mutter ein Kind war“. Volksausgabe. (Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel.) Helene Christaller erzählt hier ihren Enten von deren früh verstorbener Mutter; in der Erinnerung an eigenes Glück tut sich ihr Herz weit auf; sie findet Worte, die dem kindlichen Verständnis angepaßt und dabei von tiefstem Frauenempfinden erfüllt sind. Das Buch führt in die Kleinwelt eines heftigen Pfarrhauses und eines Heims an der Bergstraße, und schildert die phantastischen Spiele und die bald freud-, bald leidvoll ausklingenden Erlebnisse eines Geschwisterkreises, in dessen Mittelpunkt Trudel, die Lieblingstochter der Dichterin, als die Lebendigste und am stärksten Empfindende steht. Eine Atmosphäre der Güte und Menschenliebe tut sich vor dem Leser auf, die tiefen Einblick in das Wesen Helene Christallers gewährt.